

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

95 (23.4.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 29

Inhalt der Nr. 29:

Der Eisberg. — Mitleid. — Tod und Todesurteile. — Eine Schlagenfütterung. — Sprachgebe usw. — Allerlei. — Für unsere Frauen.

Die kapitalistische Gesellschaft selbst ist am Werke einer raschen Zerstörung ihrer Grundlagen. Sie untergräbt sich durch ein in sich selbst unheilbares System des allgelassenen Erwerbs- und Konkurrenzkrieges.

Der Eisberg.

Von Henry F. Urban.

Das furchtbare Dampfer-Unglück, das durch einen Zusammenstoß der „Titanic“ mit einem Eisberg verursacht wurde, bringt die bekannte Skizze von Henry F. Urban „Der Eisberg“ in Erinnerung.

Ein warmer Juliabend. Die See nur leicht bewegt. Es nebelt und durch den weichen Dunst kommt immer in Pausen von zwei Minuten, das tiefe, dröhnende, wahnende Bu-u-uh! des Nebelhorns eines transatlantischen Dampfers.

„Das verwünliche Nebelhorn!“ sagte der dicke Berliner zu der kleinen Soubrette neben ihm, die nach New York verpflichtet ist.

mit dem lächerlichen schwarzen Schnurrbartchen ein Vieh von Laffen singt, mit gequiektem Tenor, komisch gräulich. In einer Ecke, abgefordert, sitzt die reizende junge Polin und der Dichter aus Frankfurt an der Oder.

Ach durch meine dunkle Gasse Mit den kalten, grauen Steinen Und dem kalten, grauen Schnee Kam die süßeste der Kleinen, Klärchen, meine holde Fee.

Bu-u-uh! dröhnt das Nebelhorn. Die schöne Polin lacht. „Es klingt wie einoh Verspottung, nicht wahr?“ jagte sie.

Der Dichter verschwindet. Im Rauchsalon schlägt der deutsche Brauer aus Mexiko auf den Tisch und murmelt, mit der schlechten Zigarre im linken Mundwinkel:

„Immer rin, was Deene hat!“ „Was meint das?“ fragte der neugierige Yankee, bekommt es von seinem statkundigen Nachbar erklärt und sagt: „Ah — — I feel awful funny!“

„Eisberge? Lächerlich! Lassen Sie sich doch keinen Eisberg aufbinden. Das ist nun meine zwölfte Meile und ich habe noch nie einen gesehen.“

„Eisberge? Lächerlich! Lassen Sie sich doch keinen Eisberg aufbinden. Das ist nun meine zwölfte Meile und ich habe noch nie einen gesehen.“

„Zanzen, wird es kühler, oder ist mir nur so?“ Zanzen sieht sich um, als ob man Kälte sehen könnte, und erwidert: „Mir ist auch, als würde es kühler!“

„Es wird auffallend kühler!“ Zanzen wirft seinen prüfenden Blick auf das Thermometer am Steuerhaus: „Das Thermometer fällt rapide!“

„Es ist schon ein Grad gefallen!“ sagt Zanzen.

Wie dem auch sei, das Wasser des Todes wird von den Lebendigen nicht gelöst, sondern wie alle Dinge, die uns umgeben, nur beschrieben werden können.

Fr. A. Holland in der „Frankfurter Zeitung“.

Sprachecke des Allgem. Deutschen Sprachvereins.

deutsch oder Deutsch? französisch oder Französisch?

Große Unsicherheit herrscht allenthalben über die Groß- oder Kleinschreibung der von Volksnamen abgeleiteten Eigenschaftswörter. Und doch ist der Unterschied gar so leicht, man braucht nämlich nur zusehen, ob das Eigenschaftswort auf „was?“ oder auf „wie?“ antwortet.

Allerlei.

Lichtreklame im Dienste der Religion. In Newyork hat sich kürzlich eine Vereinigung „Men and Religion forward movement“ gebildet, die mit der unverwundlichen Energie der Yankees daran arbeitet, die Sünde und die Gottlosigkeit aus dieser Welt zu vertreiben.

Für unsere Frauen.

Frauenwahlrecht und Wählerinnen-schutz.

k. r. Für unsere Genossinnen, die sich für den auf den 12. Mai festgesetzten Frauentag rüsten, gilt es, die Notwendigkeit des Frauenwahlrechts von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu begründen.

Die Mutterschaft ist heute unter den gewandelten wirtschaftlichen Verhältnissen keineswegs nur eine Pflichtleistung

dem Manne gegenüber, sondern ihre Pflicht von hoher Bedeutung gegenüber der Gesellschaft.

Der Arbeitsprozess ist heute ein gesellschaftlicher, der die Leistungen ungezählter, einzelner Arbeitskräfte zusammenfaßt. Diese Arbeitskräfte, die den Bestand und die Fortentwicklung der Gesellschaft gewährleisten, wachsen aber bekanntlich nicht den Bäumen gleich aus der Erde, sie fallen auch nicht vom Himmel herunter, sondern sie werden der Gesellschaft gegeben durch die Muttergesellschaft, d. h. durch das Gebären, Pflegen und Erziehen der Kinder zu tüchtigen, brauchbaren Menschen, die zu körperlicher und geistiger Arbeit für die Gesellschaft fähig sind.

Es starben durchschnittlich jährlich am Kindbettfieber in den Jahren 1902—1907 1132 und im Jahre 1908 sogar 1213 Frauen.

Diese Gefahren sind umso größer, je ungünstiger die sozialen Verhältnisse, unter denen die Frauen leben, durch die Einrichtungen der kapitalistischen Gesellschaft gestaltet sind.

Nach der Statistik des Deutschen Reiches hatte Deutschland eine Säuglingssterblichkeit von 351 046 gleich 17,6 Prozent im Jahre 1907 und 359 022 gleich 17,8 Prozent im Jahre 1908.

Die hohe Säuglingssterblichkeit raubt hunderttausenden von Müttern ihre Lieblinge und damit alles Mutterglück. Durch sie wird aber auch die Gesellschaft um zahllose zukünftige Arbeitskräfte betrogen.

Die hohen Kosten der Schwangerschafts- und Wöchnerinnenunterstützung zu gewähren für je 8 Wochen in der Höhe des durchschnittlichen Tagelohnes für Arbeiterinnen, ein Stillsitzen zu gewähren für 26 Wochen in der Höhe des Krankengeldes, ferner das Obliegen der freien Hebammen- und ärztlichen Hilfeleistung für Schwangere und Wöchnerinnen einzuführen.

Wohl selten ist den Frauen klarer und eindringlicher demonstriert, wie wichtig und notwendig der Besitz des Wahlrechts und durch dieses der Einfluß auf die Gesetzgebung ist, als bei dieser Gelegenheit.

Erinnert euch an diese empörende Tatsache, ihr Frauen, und trübt in hellen Scharen herbei und demonstriert für das Frauenwahlrecht!

*) Mutter- und Säuglingschutz von A. Bick.

berichtigungen... Die Redaktion... Der Herr... Die Redaktion... Der Herr... Die Redaktion... Der Herr...

„Zum Teufel!“ meint der Kapitän. „Das kann nur ein Eisberg sein! Sehen Sie nichts, Karsten?“ Karsten, der dritte Offizier, sucht schon wieder nach Norden im Nebel herum.

„Ich sehe nichts!“ Von Norden trieben um diese Zeit die Eisberge südwärts.

„Rufen Sie den Mann im Auskier an!“ Karsten greift zum Sprachrohr und ruft den Mann im Auskier an. Durch das Sprachrohr kommt vom Auskier die Meldung zurück, er sehe nichts.

„Das Thermometer steht drei Grad über Null!“ meldet Karsten. Alle Gläser sind von der Brücke nach Norden gerichtet. Plu-u-uh! warnt das Nebelhorn weit hin durch den Nebel. Und als ob es sich über die Warnung lustig machen wollte, taucht jetzt ein erschreckendes gigantisches Ungeheuer aus dem Nebel auf. Von Norden her vor dem Bug treibt es auf dem Dampfer zu, lautlos, unauffaltfam, gespensterhaft weiß, die erstarrende, eisige Kälte des Todes ausströmend. In 600 Fuß ragt es aus dem Wasser, breit und maffig zugleich, wohl noch zu sieben Achtern, wie gewöhnlich, unter dem Wasser sich erstreckend. Vorn, dicht über dem Wasser, zeigt es eine riesige Ausbuchtung. Der Keil oberhalb hängt in gewaltiger Spitze weit vornüber gerade in Schiffshöhe. Wenn diese Spitze den Dampfer trifft, drückt sie ihn unter Wasser wie einen Papierfahnen, den die Kinder auf der Wäschschüssel fahren lassen. Dann ist alles vorbei. In wenigen Sekunden, und 2000 Seelen an Bord, mit der Mannschaft!

„Eisberg Steuerbord!“ kommt die Stimme der Wache durch das Sprachrohr vom Auskier. Die Stimme hat etwas Ueberrassendes, Geisterhaftes. An Ausweichens, das sieht der Kapitän, ist nicht mehr zu denken. Bereits ist er am nächsten Telegraphenapparat. herum fliegt der Hebel, der Feiger weist auf „Vollkraft rückwärts“. Unten im Maschinenraum rasseln die elektrischen Klingeln in den beiden Telegraphenapparaten, ihre Feiger fliegen auf „Vollkraft rückwärts“. Der nächste Maschinist stürzt herbei, liest das Kommando, telegraphiert zur Bestätigung nach der Brücke zurück, wo in den Telegraphenapparaten die elektrischen Klingeln rasseln. Dann wirt er den Hebel an der Umsteuerungsmaschine herum, tausend und brausend drehen sich die gewaltigen Schrauben in der entgegengesetzten Richtung, ein leichtes Zittern läuft durch den riesigen Schiffskörper. Bläß und regungslos stehen die Maschinisten. Was ist geschehen? Was wird geschehen? Wann kommt der betäubende Knack? Wann bricht die salzige Blut tosend in den Maschinenraum, jeden Ausweg für die Maschinisten unter der Wasserlinie abschneidend? Auch oben auf der Brücke stehen sie bläß und regungslos, wie wenn die Eisfalte, die von dem Dampfer da vor ihnen ausströmt, sie alleamt zu Eis hätte gefrieren lassen. Bläß und regungslos steht die Wache im Auskier, der Quartiermeister am Bug, der Quartiermeister am Steuerbord, das er mit eiserner Hand hält, ein wenig nach Süden drehend, von dem Dampfer fort. Sie haben die Zähne aufeinander gebissen. Fünf Minuten, das wissen sie, werden vergehen, ehe der Dampfer die Schrauben gehorcht und rückwärts läuft. Bis dahin läuft er vorwärts unter dem enormen Druck der Fahrgeschwindigkeit. Spielt da nicht jemand im Speisesaal, hinter dem Ofen sitzt 'ne Maus' von Linde? Eine Minute! — Zwei Minuten! —

„Gerade abgereißt!“ sagt der Brauer im Rauchsalon und ebr Panke will wieder wissen: „Wer ist abgereißt?“ Der Dichter im Speisesaal hat der schönen Polin die Tasse Tee gebracht und liest weiter:

Doch ein Wunder ist geschehen
Gerade wie in lieben Märchen:
Überall, wohin ich seh',
Sprossen Rosen hinter Klärchen,
Klärchen, meiner holden See.

Drei Minuten! — Es wird immer kälter, immer kälter. Immer näher kommt der Eisblock, grauig in seiner drohenden eisigen Gespenstigkeit. Es scheint den ganzen Ozean, den ganzen Himmel auszufüllen. Man sieht nichts anderes. Von der Brücke, vom Steuerhaus, vom Auskier, vom Bug starren sieben Paar Augen unerblickt aus fahlen Gesichtern auf das gigantische Ungeheuer da vor ihnen. Sieben Herzen schlagen still. Jetzt muß der Anprall kommen — jetzt — jetzt! Der Mann im

Auskier schließt die Augen, der Quartiermeister am Bug dreht den Kopf zur Seite und hält den Atem an. Im Speisesaal die schöne Polin lächelt und der Dichter liest den letzten Vers:

Ranken sich um Stein und Mauer,
Wachsen auf bis zu den Lüften,
Wachsen, wo ich seh' und geh' —
Und mich grüßt in tausend Düften
Märchen, meine holde See.

Fünf Minuten! — Das Schiff steht. Es beginnt langsam rückwärts zu gehen. Etwas rascher. Noch rascher. Die Entfernung zwischen dem gespenstigen, riesigen Ungeheuer und dem Schiffe wächst. Das Ungeheuer ist jetzt in Linie vor dem Bug. Noch können sie von einer Erhöhung des Eisfeldes unter Wasser erfahrt werden. Aber es treibt weiter, es gleitet vorüber, immer noch drohend, immer noch furchtbar in seiner starren Riesenhaftigkeit. Wie Goliath auf David blickt es auf die elende Nuschale herunter. Jetzt ist es schon auf Vordbord. Doch südlich gleitet es. Und nun taucht es in den weislichen Nebeldunst zurück, aus dem es kam. Zansen holt tief Atem. Der Kapitän sagt: „Um ein Haar!“ Er nimmt die Wölke ab und trocknet sich den kalten Schweiß von der Stirn. Dann tritt er an den Telegraphenapparat und telegraphiert nach dem Maschinenraum hinunter: „Vollkraft vorwärts!“ Denn der Nebel wird heller. Im Maschinenraum atmen sie tief auf. Die Starrheit der Gesichtsmuskeln löst sich. Die Bestätigung des Kommandos kommt nach der Brücke zurück. Wieder drehen sich die mächtigen Schrauben nach der entgegengesetzten Richtung. Der Quartiermeister am Steuerbord nimmt den Kurs wieder auf. Dichte Rauchwolken quellen aus den Schornsteinen. Brausend schießt der Dampfer von neuem durchs Meer. Um den scharfen Bug sprudelt und spritzt der weiße Schaum hoch auf. Das Thermometer steigt. Das Nebelhorn macht noch einmal Plu-u-uh! Dann schweigt es. Es wird immer heller. Schon werden hoch oben einige Sterne sichtbar. Ein Pfeifensignal von der Brücke ruft den Quartiermeister vom Bug zurück. Der Quartiermeister am Steuerbord greift nach der Glockenschraube über sich und schlägt die Glocke außen am Steuerhaus sechsmal an. „Bim-bim, bim-bim, bim-bim!“ erhält die Glocke. Vorn im Auskier am Fockmast antwortet die Wache mit ihrer Glocke, einen Ton tiefer, sechsmal: „Bam-bam, bam-bam, bam-bam!“ Sechs Gläser in der Seemannsprache — elf Uhr nachts nach der Landuhr. Und der Mann im Auskier läßt sein Falkenauge über die Wächter hoch oben am Fockmast und am Großmast schweifen, über das grüne Steuerbordlicht und das rote Vordbordlicht zu seinen der Kapitänbrücke. Dann ruft er in langgezogenen Tönen zur Brücke hinüber: „Lampen brennen-alles w-o-o-h!“ „Amen!“ sagt der Kapitän und verläßt grüßend die Brücke.

„Steward, bringen Sie mir noch ein Glas Minzschner!“ sagt der Panke im Rauchsalon und gähnt. Er meint Münner Bier. „Verdammt langweilig, solch eine Reize — do'nt you think so?“ fragt er den Brauer aus Mexiko. „Nicht, wenn man Stat spielen kann!“ antwortet der „Karo heißt der Hund!“

„Was für ein Hund?“ fragt der Panke. Man überhört es absichtlich. Seine Fragerei wird stummfönnig. Unten im Süden verschwindet etwas Weißes, das wie eine harmlose Wolke aussieht.

Mistle-toe.

Der Zweig mit den gelblich-weißen Beeren paßt nicht so recht zu uns und in unsere Nase. Dem kranken Freunde erzählt er von englischen Landhäusern mit blondhaarigen Mädchen und starken Männern, die sich unter ihm in der offenen Lüne begegnen. Er träumt von rosigem, küssenden Mädchenlippen, nach denen er vergebens dürftet.

Vor mir aber steht die schwächliche Blumenfrau, die mir die Misteln mit andern Grün ins Haus gebracht hat und mit der ich Zwiegespräche gehalten. Sie ist stolz darauf, mit dem Erlös aus ihrem Blumen- und Beerenhandel die Miete bestreiten zu können, achtzig Mark für die armselige Stube und den Küchenanteil draußen auf dem Dorfe. Wie

viele sie sind? — Der Mann, ein Maurer, der im Winter meist arbeitslos ist, drei Kinder und sie selbst. Erst waren sieben Kinder, aber vier hat die Schwindsucht weggerafft; die andern sind „noch gesund“. Und damals haben sie alle in einem dumpfen Raum gehaust, der kaum für zwei Bewohner Luft genug bietet. So werden sie weiter haufen, bis der Tod wieder für Raum sorgt; doch, freilich, sie sind ja „noch gesund“.

In die Blumenfrau muß ich denken und an die frierenden Kinder, die das Grün draußen im Walde gesucht haben; und ich muß weiter an die Not und all das Elend denken, das so oft dicht bei uns wohnt und das wir trotzdem kaum ahnen.

Marie Schöb.

Eine Schlangenfütterung.

Der Londoner Zoologische Garten in Regentpark zählt unter seinen vielen unterhaltenden Genrebildern auch eins, das der Seltenheit wegen besonderes Interesse verdient, die Fütterung der Reptilien. Und wer über die Tiersele Studien machen will und mit gerechtem Urteil wägen will, der muß jedenfalls zu dem Schluß kommen, daß Anstand und Sitte bei ihrer Fütterung mehr beauptet werden als da, wo die sogenannten Könige der Tierwelt haufen, im Raubtierkäfig. Während im letzteren schon eine Stunde vor Beginn der Fütterung eine höchst unruhige Stimmung herrscht, ein allgemeines Herumdandern, Schnaufen, nervöses Gähnen und ungebildetes Drillen beginnt, verharren die Reptilien, wenn die Fütterungsstunde naht, in jener Seelenruhe, wozu ihr Magen und ihr kaltes Blut sie befähigen. Sie hätten dabei Ursache, mehr als andere ungeduldig zu sein, denn sie werden nur alle acht Tage ein mal gefüttert, gewöhnlich am Freitag nachmittags, während die Raubtiere jeden Tag einen reichlichen Fraß zugetrieben bekommen. Der Wärter beginnt sein Amt gewöhnlich mit der Fütterung der Krottille. Aus einem Eimer wirft er ihnen faustgroße Stücke rohen Fleisches in den gefräßigen Magen hinunter. Sobald das erste Stück die Oberfläche des Wassers berührt, geraten die bis dahin völlig regungslosen Bestien in eine Aufregung, die über ihre Raubtiernatur die richtigen Aufschlüsse gibt. Sie erweisen sich zugleich als höchst unverträglich untereinander, denn es beginnt ein Raufen, Wehen und Herumschlagen mit dem schuppigen Schweiß, daß der Wärter öfters mit dem eisenbeschlagenen Stabe dazwischen fahren muß. Freilich, wenn man nur alle acht Tage einmal etwas zu essen bekommt! Sie stoßen dabei ein Gedrüll aus, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Geräusch einer Dampfpeise hat, die man in Tätigkeit versetzt. Nach diesem geräuschvollen Aufstand nimmt die Fütterung weiterhin einen gesitteten und vor allem lautlosen Verlauf. Der Wärter erscheint wieder und bringt mehrere Schüsseln, gefüllt voll mit toten Mäusen, die zum Fraße für Frösche und Schlangen bestimmt sind. Es gibt nichts anderes, das Menü ist etwas einförmig und manche brave Klapperflange hat vielleicht schon, mignuttig wie der Oberpriester Kalchas, ausgerufen: „Mäuse, nichts als Mäuse!“ Aber die Herrschaften werden nicht um ihre Meinung gefragt. Uebrigens muß man sie auch zu diesem Fraße noch anregen, wie uns der Wärter erzählt. Er fügt hinzu, daß die Verwaltung des Zoologischen Gartens in jeder Woche etwa 160 Mäuse an diese Massenmahlzeit wende, daß die Tiere aber im Winter bedeutend weniger fräßen als im Sommer. Temperamentloser kann man in der Tat bei der Mäßigkeit nicht sein als Schlangen in der Gefangenschaft. Die meisten beachten die ihnen durch die obere Öffnung des Rüssels hineingeworfenen Mäuseleichen zunächst überhaupt nicht. Erst nach und nach fangen sie an, um die Beute herumzutreten und sie mit einer Art Schleim zu überziehen, der das Verschlingen erleichtert. Lebendiger als die Schlangen zeigen sich schon die Frösche. Der amerikanische Ochsenfrosch, der unsern Frosch an Größe bedeutend übertrifft, springt mit einem Satz auf das ihm gebotene Stück zu und schleppt es in ein kleines Gebüsch. Dem indischen Tigerfrosch muß der Wärter die Mähigkeit gerade vorz Maul legen, ehe er sich herbeiläßt, dies zum Essen aufzupferzen. Den langwierigsten und friedfertigsten Verlauf nimmt die Fütterung der großen, unablässig an Salatblättern knauenden Riesenschilkröten; sie kauen 8 Tage lang an einem Blatt von 5 Zentimetern Durchmesser. Jedenfalls, bei einem Vergleich mit den meisten Menschen, dürften diese Tiere und die vielverehrteste Schlange, was Gemüthsart und Krugeligkeit betrifft, sich in ihrem Vorteil abjemen.

Tod und Todesfurcht.

Das Grauen und die Todesfurcht ist allen Geschöpfen gemein, dem Tiere ebenso wie dem Menschen und vermuthlich auch den Pflanzen. Von den Pflanzen können wir es nur vermuthen, da das Seelenleben der Pflanzen — das unsterblich vorhandene ist — in seiner Wirkung auf uns, sich nicht zu einem analogen physischen Prozeß verdichtet, sondern rein als sinnliche Wahrnehmung auftritt (Niederung des Geruchs, andere Stellung der Blätter und Blüten, allgemeiner Widerstand gegen die Vernichtung), die wir dann nach Belieben psychologisch interpretieren können.

Gehen wir aber der Todesfurcht logisch oder psychologisch zu Leibe, so ist sie einigermaßen verständlich. Denn wir können doch unmöglich vor etwas Angst empfinden, was wir jeden Tag freiwillig und gern tun — schlafen, unbewußt sein. Selbst wenn diese Unbewußtheit in alle Ewigkeit dauern sollte. Im traumlosen Schlaf oder in der Ohnmacht hört die subjektive Existenz auf, die Empfindung für Raum und Zeit verliert sich, da unser intellektueller Apparat und mithin die Erkenntnisfähigkeit ausgeschaltet ist. Weiter; wenn die Todesfurcht die Angst vor der Nichtexistenz wäre, so müßten wir, wie schon Schopenhauer in seiner genialen Abhandlung „Ueber den Tod und die Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich“ schreibt, das gleiche Grauen vor dem Zustand empfinden, dem wir vor unserer Geburt unterworfen waren. Aber welcher Mensch denkt mit Grauen an die Zeit vor seiner Geburt? Welcher Mensch — sofern er nicht gerade Buddhist oder überzeugter Theosoph ist — denkt überhaupt an die Zeit, die richtig gesprochen gar keine Zeit ist, da die Zeit selbst nach Kant „die Anschauungsform des inneren Sinnes ist“, „an und für sich“ vermuthlich gar nicht existiert, sondern erst dann auftritt, wenn ein Intellekt seine Funktionen beginnt.

Auch vor dem eigentlichen Akte des Sterbens können wir unmöglich dieses namenlose Grauen haben, denn die Natur ist in allem einfach, ehrlich und betrügt uns nicht. Sie zeigt uns an tausend Stellen, daß das Sterben nicht schmerzhaft und fürchterlich ist, sie zeigt es uns von den Blättern, die im Herbst müde und gelb zu Boden taumeln, bis zu dem Menschen, der im Bett oder auf dem Schlachtfeld stirbt. Nach Aussagen aller Menschen, die kurz vor dem Sterben noch gerettet wurden (Erhängte, Ertrinkende, Erstickende usw.) ist das Sterben nichts weniger als fürchterlich, es wird in fast allen Fällen als absolut schmerzlos, ja sogar als sehr angenehm empfunden. Damit stimmt auch die etwas seltsame Tatsache überein, daß z. B. Ertrinkende und Erhängte nicht übermäßig dankbar für ihre Rettung sind und sich bitter über den blühartigen Schmerz beklagen, der das Erwachen sie gelöst habe.

Wie bei dem Eintreten der eigentlichen Ohnmacht (abgesehen von den vorausgegangenen Schwindel- und Anlustgefühlen) zuerst die Augen den Dienst aufgeben, so auch beim Sterben. Daher die Frage aller Sterbenden: „Warum wird es so dunkel?“ und ihre Bitte nach Licht. Und daher wohl auch der ergreifende Ruf des sterbenden Goethe. Die übrigen Sinne schwinden rasch nacheinander, das Bewußtsein erlischt, und das, was folgt, ist scharf gesehen schon ein Akt nach dem Tode. Denn der Tod tritt in dem Augenblick ein, wo das Bewußtsein (das die Persönlichkeit ausmacht) seine Funktionen einstellt. Von diesem Augenblick an ist der Schmerz verschwunden wie die Freude und wie alles, was an das Bewußtsein geknüpft ist. Die Einführung der Narkose beruht auf dieser Erscheinung. All die schauerlichen Krämpfe, die ganze Entsetzlichkeit des Todeskampfes sind nur für den Beschauer so schmerzhaft, für den Sterbenden selbst nicht, da er sie nicht mehr spürt. Was nach dem Schwinden des Bewußtseins vor sich geht, kann uns nicht mehr interessieren, da es unsere Persönlichkeit nichts mehr angeht, sondern lediglich physische und chemische Prozesse sind. Schopenhauer sagt daher ganz richtig: Wenn wir sind, ist der Tod nicht, und wenn der Tod ist, sind wir nicht.

Wenn man will, kann man die Todesfurcht vielleicht mit einem Geleß der Physik erklären, und zwar dem „Geleß der Trägheit oder des Beharrungsvermögens“. Jeder Körper vertritt in der Lage zu verharren, in der er sich augenblicklich befindet, oder anders, jeder Körper setzt einer Lageveränderung einen Widerstand entgegen. Jeder Mensch, der in einem Zuge fährt, kann dieses Geleß am eigenen Leibe studieren. Zieht der Zug an, so fällt man nach hinten, d. h. nach der entgegengesetzten Seite der Fahrtrichtung; hält der Zug an, so geschieht das Umgekehrte. Je kräftiger das Anfahren oder Anhalten geschieht, desto härter ist die Reaktion. Nun kann es sein, daß dieses Geleß nicht für die Körper, sondern auch für die Seele Geltung hat, wo es sich eben als rein physischer Vorgang abspielt. Jede starke Veränderung in unserem Leben ruft eine gewisse Furcht in uns hervor, und da die Veränderung, die mit dem Tode geschieht, die härteste und unumkehrlichste ist, so ist auch die Furcht davor die größte.